



William Finnegan
BARBARENTAGE

suhrkamp nova

Ausgezeichnet
mit dem
**PULITZER
PREIS**

William Finnegan
BARBARENTAGE

Aus dem Englischen von
Tanja Handels

Mit fachlicher Beratung von
Jens Steffenhagen

Suhrkamp

'SCUSE ME WHILE I KISS THE SKY*Maui, 1971**Mit Caryn Davidson vor Kobatakes Pension, Lahaina, 1971*

»Weißt du, was dein Problem ist? Du magst andere Menschen nicht.«

Dieses schonungslose Urteil fällte Domenic 1971 über mich. Unsere jeweilige politische Haltung driftete offenbar auseinander. Wir waren achtzehn. Es war Frühling. Wir campten an einer Landzunge im westlichen Teil von Maui, schiefen in einer grasbewachsenen Mulde unter einem Vorsprung aus Lavafelsen. Ein kleiner Pandanenhain half uns, unser Lager von den Ananasplantagen weiter oben am Hang abzuschirmen. Wir befanden uns auf Privatgelände und wollten vermeiden, dass die Plantagenarbeiter

uns entdeckten. Nachts plünderten wir ihre Felder, suchten nach den reifen Früchten, die sie übersehen hatten. Damals campten wir praktisch ständig auf irgendwelchen Privatgrundstücken. Und hier warteten wir auf eine Welle.

Die Saison war schon weit fortgeschritten, aber noch nicht so weit, dass Honolua Bay nicht noch einmal brechen könnte. Zumindest hofften wir das. Jeden Morgen, sobald es hell wurde, starteten wir über den Pailolo Channel hinweg, Richtung Molokai, und versuchten, dort die Nordswells heraufzubeschwören, dunkle Wellenlinien, die das warme graue Wasser mit einem Gitterwerk überzogen. Es kam uns vor, als würde sich dort etwas regen, aber das konnte auch Wunschdenken sein. Wenn dann die Sonne aufgegangen war, wanderten wir um den Point herum bis zur Bucht und studierten den Shorebreak vor den roten Felsen. War er nicht stärker als gestern?

In den letzten zwei Jahren war unser Leben, Domenics und meines, wie ein sich stetig lockernder Zopf gewesen. Der direkte Anlass unseres Auseinanderdriftens war ein Mädchen: Caryn, meine erste richtige Freundin. Wir waren in der Abschlussklasse der Highschool zusammengekommen. Und aus meinen Plänen, nach dem Schulabschluss mit Domenic durch Europa zu streunen, wurden Pläne, mit Caryn durch Europa zu streunen. Am Ende fuhren wir alle drei, sahen uns dort aber längst nicht so oft, wie wir vorgehabt hatten. Dann kehrte ich zurück, um an der University of California in Santa Cruz ein Studium zu beginnen, und Caryn kam mit. Domenic blieb in Italien, wohnte bei Verwandten in dem Dorf im östlichen Apennin, wo sein Vater geboren war, half auf einem Weinberg aus, lernte Italienisch. (Domenic mochte andere Menschen durchaus. Ich beneidete ihn darum.)

Inzwischen bewohnte er, aus damals mit Sicherheit sehr nachvollziehbaren Gründen, einen umgebauten Milchlaster, der in einem Strandpark auf Oahu stand, und schlug sich mit Gelegenheitsjobs durchs Paradies. Ich hatte meine ersten Frühjahrsferien am College, meine Familie lebte wieder in Honolulu, und so kam

es, dass Domenic und ich dort zusammenfanden. Wie jeder, der mit Surfmagazinen aufgewachsen war, träumten wir seit unserer Kindheit davon, in der Honolua Bay zu surfen. Trotzdem war es in gewisser Weise merkwürdig, dass wir jetzt hier saßen und auf Wellen warteten, denn eigentlich hatten wir das Surfen beide schon vor Jahren aufgegeben.

Das war nach meinem sechzehnten Geburtstag passiert. Es war kein klarer Schnitt, nicht einmal eine bewusste Entscheidung. Ich ließ nur einfach zu, dass andere Dinge dazwischenkamen: ein Auto, Geld, um das Auto am Laufen zu halten, Arbeiten für das Geld, um das Auto am Laufen zu halten. Bei Domenic war es nicht anders. Ich arbeitete an der Zapfsäule einer Gulf-Tankstelle am Ventura Boulevard in Woodland Hills, bei einem aufbrausenden Iraner namens Nasir. Es war der erste Nebenjob, mit dem ich mir nicht ausschließlich ein neues Surfboard verdienen wollte. Auch Domenic arbeitete für Nasir. Wir kauften uns jeder einen gebrauchten Ford Econoline, prototypische Surferkarren, hatten aber beide kaum noch Zeit zum Surfen. Dann gerieten wir in den Bann von Jack Kerouac und beschlossen, die USA von Küste zu Küste zu bereisen. Ich übernahm die Nachtschicht – mehr Stunden und dadurch mehr Geld – bei einer schmutzigen kleinen Tankstelle, die rund um die Uhr geöffnet hatte; sie lag in einer ver-rufenen Ecke in der Ebene des San Fernando Valley, einem Ort, an dem die Chicanos mit ihren tiefergelegten Wagen um fünf Uhr morgens Benzin zu klauen versuchten – *hey, jetzt zocken wir den kleinen Gringo mal so richtig ab*. Ich suchte mir noch einen zweiten Job, parkte für die Gäste eines Restaurants die Wagen und schluckte sogenannte »Whites« (irgendein Aufputzmittel – zehn Pillen für einen Dollar), um wach zu bleiben. Das Restaurant wurde vor allem von Vorstadt-Mafiosi frequentiert, die gutes Trinkgeld gaben, aber mein Chef war Chinese und der Ansicht, dass wir zwischen unseren Einsätzen die ganze Zeit strammzustehen hätten. Ständig piesackte er mich, weil ich las oder nicht gerade stand, und schließlich feuerte er mich deswegen. Auch Domenic legte Geld beiseite.

Am Ende des Schuljahrs warfen wir unsere Ersparnisse zusammen, kündigten unsere Jobs bei den Tankstellen, verabschiedeten uns (vermutlich) von unseren Eltern und brachen mit Domenics Bus zu unserer Zickzackfahrt gen Osten auf. Wir waren sechzehn und hatten nicht einmal unsere Bretter dabei.

Nach Süden hin schafften wir es bis Mazatlán, nach Osten hin bis Cape Cod. In New York nahmen wir LSD. Wir ernährten uns von Fertigporridge, das wir auf einem Campingkocher zubereiteten. Es war 1969, der Woodstock-Sommer, aber auf den Plakaten für das Festival, die überall im Greenwich Village hingen, stand etwas von Eintrittsgeld. Das fanden wir spießig – irgend so eine pseudokünstlerische Wochenendausgabe für alte Leute –, also verzichteten wir. (Mein nie besonders guter Reporterinstinkt war damals noch völlig unentwickelt.) Ich führte ein langweiliges Tagebuch. Domenic, ein aufstrebender Fotograf, war damals gerade in seiner Walker-Evans-Phase und knipste weiße Straßenkinder im Süden von Philadelphia, schlafende Ausreißerinnen am Ufer des Mississippi. Jahre später wollte Domenics erste Frau, eine weltläufige Französin, uns beim besten Willen nicht glauben, dass wir den ganzen Sommer über keusch nebeneinander im Bus geschlafen hätten. Aber genau das taten wir, und der tägliche Ansturm des Unvertrauten brachte unsere Freundschaft zum Erblühen. Ich verlor den ständigen Drang zur Selbstironie, Domenic wirkte erleichtert, die Rolle des allseits Beliebten ablegen zu können, die ihn in der Schule ausmachte. Wir verließen uns vollständig aufeinander, teilten die Gefahren ebenso wie das Gelächter. In Chicago begegneten wir einem furchterregenden Menschen, von dem wir im Nachhinein sicher waren, dass es Charles Manson gewesen sein musste. In New Orleans ließ ich mir meinen ersten Drink in einer Bar servieren, einen Tom Collins. Während der Fahrt durch North Dakota hatte ich Edith Hamiltons englische Übersetzung der *Odyssee* vor mir auf dem Lenkrad. Im kanadischen Teil der Rocky Mountains kamen wir ein paar Grizzlys gefährlich nahe. Wir surfen in diesem Sommer nur zwei Mal: einmal mit geliehenen

Brettern in Mexiko, ein weiteres Mal im verschmutzten Ostküstenwasser von Jacksonville Beach, Florida.

Das meine ich, wenn ich sage, wir hätten das Surfen aufgegeben. Wenn man surft, so wie ich es damals verstand, lebt man für die Wellen, man atmet Wellen. Man weiß immer, wie die Brandung sich entwickelt. Und wenn sie richtig gut ist, schwänzt man dafür die Schule, setzt den Job aufs Spiel, verliert die Freundin. Domenic und ich hatten das Surfen nicht verlernt – in der Hinsicht ist es wie Fahrradfahren, zumindest, solange man jung ist. Wir hatten einfach andere Interessen entwickelt, und ich für meinen Teil stagnierte. Anders gesagt hatte ich mich seit meinen Anfängen stetig weiterentwickelt, und mit fünfzehn war ich zwar kein Spitzenanwärter, aber doch ein kleiner Ripper. Als ich anfing, mich für den Rest der Welt zu interessieren, war es mit meiner schnellen Entwicklung vorbei. In Europa surften wir gar nicht. In Santa Cruz, einer Küstenstadt im Norden Kaliforniens, gibt es passable Wellen, ich war also durchaus ins Wasser gekommen, dabei aber meinem eigenen Zeitplan gefolgt, nicht dem des Meeres. Die alte Obsession, dass es nichts Wichtigeres geben konnte, lag vorübergehend brach.

Honolua Bay sollte das alles ändern. Wir hatten den Swell in der Nacht nicht einlaufen hören, weil der Passat ablandig war und das Donnern der Wellen, die auf die Felsen des Point trafen, zurück aufs Meer hinaus wehte. Doch Domenic, der im ersten Morgenlicht pinkeln gegangen war, entdeckte die Brandung. »William! Wir haben Wellen!« William nannte er mich nur, wenn es sich um etwas Ernstes drehte oder er einen Witz machen wollte. Hier drehte es sich um etwas Ernstes. Am Abend zuvor war uns das Essen ausgegangen, und eigentlich hatten wir vorgehabt, in Lahaina, der mit fast zwanzig Kilometern Entfernung nächstgelegenen Stadt, unsere Vorräte aufzufüllen. Das Vorhaben wurde auf unbestimmte Zeit verschoben. Wir suchten uns hastig ein paar Kalorien zusammen, nagten weggeworfene Mangoschalen ab, kratzten

die letzte Suppendose aus, würgten Brotkrumen hinunter, die wir vorher als verschimmelt befunden hatten. Dann schnappten wir uns unsere Bretter und umrundeten den Point, brüllten »Fuck!« und bejubelten mit nervöser Anspannung jedes graue Set, das die Landzunge passierte und an der letzten Biegung in die Bucht hinein noch dunkler wurde.

Wir konnten nicht sagen, wie hoch die Wellen waren, nicht einmal, als wir dort waren. Die Bucht war nicht wiederzuerkennen, wenn man sie, wie wir, immer nur flach erlebt hatte. Es waren Wellen dabei, die ganz sauber vom Point bis in die Bucht brachen, mehrere hundert Meter weit, Wellen von einer Schönheit, dass mir leicht mulmig wurde, als ich sah, wie sie sich dem Offshore-Wind entgegenwarfen. Das hier war kein klassischer Pointbreak nach dem Muster von Rincon. Vor allem weiter draußen sahen wir gewaltige Sections, die unsurfbar wirkten, und direkt in die Brandungslinie ragte ein schroffer, etwa fünfzehn Meter hoher Felsvorsprung, über dem sich am Fuß der Steilküste ein schmaler Streifen Strand gebildet hatte. Ein Startpunkt zum Rauspaddeln war erst mal nicht zu erkennen. Viel zu ungeduldig, um den ganzen Weg bis zu dem Palmenhain unten an der Bucht zu laufen und dann von dort loszupaddeln, kletterten wir über einen steilen Pfad bis zu dem schmalen Strand zwischen Point und Felsvorsprung hinab. Die Brandung wirkte groß, aber nicht riesig. Die Sonne war noch gar nicht aufgegangen. Wir tänzelten um die Korallensplitter herum, die der Shorebreak mit sich brachte, warteten auf eine Flaute. Dann paddelten wir blitzschnell dem Weißwasser entgegen, richteten unsere Bretter vom Point weg, behielten den Felsvorsprung uferabwärts aber immer aufmerksam im Blick.

Wir schafften es ins ruhige Wasser hinaus. Inzwischen hellwach von den Ohrfeigen, die uns das Weißwasser auf dem Weg dorthin versetzt hatte, paddelten wir im Kreis, versuchten, im immer noch schwachen Morgenlicht das Riff auszumachen. Wo war der Take-off-Spot? Anscheinend befanden wir uns direkt vor dem großen Felsvorsprung, aber die Wassertiefe war schwer abzuschätzen. Um

uns herum brodelte es leicht, während kleinere Sets durchrollten und an die Steilküste donnerten. Dann kam das erste echte Set. Es hielt direkt auf uns zu. Im Klartext: Die Wellen, die schon auf einen knappen Kilometer Entfernung sichtbar wurden, richteten sich zunächst auf, brachen dann schwankend und unregelmäßig unweit des Point, um schließlich eine lange, nicht zu bewältigende Wand zu bilden, an deren Ende, uferabwärts, sich ein atemberaubend breiter Peak bildete – eine gewaltige, hohle Bowl Section, die bereits lange, bevor sie brach, Spray in den Himmel warf. Und dort warteten wir, direkt vor dem Felsvorsprung, mitten in der Bowl Section. Es war der perfekte Takeoff-Spot.

Wir erwischten jeder eine Welle dieses ersten Sets, schmissen uns mit weit aufgerissenen Augen über die Kante. Der Drop war eine Herausforderung, die Beschleunigung enorm – es gab sogar einen Moment der Schwerelosigkeit –, aber das Face war clean, und während eines ersten, langgezogenen Bottom Turns blieb sogar Zeit genug für einen ordentlichen Blick *down the line*. Die Welle verjüngte sich sauber von der Takeoff-Zone weg, makellos wie eine Schneckenmuschel, exakt so, wie man sich das nach einem solchen Drop erhoffte. Wir surften beide bis weit in die Bucht hinein. Wenn sich eine Welle vor dem Riff aufbaute, schwang sie Richtung Steilküste, kam ihr aber trotzdem kaum näher, beschleunigte an den flachen Stellen, verlor im tiefen Wasser Energie, um dann wieder schneller zu werden und vor allem immer sauberer, verziert vom Offshore-Gekräusel. Domenic musste die zweite Welle erwischt haben, denn ich stieg vorn an der Inside aus und sah ihn mit einer Hand am Face, tief in der Hocke durch die cleane Pocket navigieren.

Honolua Bay war natürlich ein weltberühmter Surfspot. Deswegen waren wir ja da. Trotzdem ließ sich sonst kein Mensch blicken, und wir surften weiter ganz allein, während die Sonne aufging. Die Wellen waren nicht besonders groß – sechs Fuß in den Sets, knappe zwei Meter –, und wahrscheinlich war der Swell in den belebteren Teilen der Küste von Maui, wo die Surfer wohnten,

einfach noch nicht zu sehen. Die Wellenvorhersage war noch nicht die computergestützte, flächendeckende Wissenschaft, die sie heute ist – die meisten Leute standen einfach morgens auf und checkten die Wellen, so wie wir. Trotzdem war es äußerst ungewöhnlich, eine bekannte Welle wie Honolua an einem Tag mit perfekten Bedingungen nur zu zweit zu surfen, und wir konnten uns kaum entspannen. Stundenlang paddelten wir im Eiltempo von der Bucht zum Takeoff-Spot zurück, um nur ja kein einziges Set zu verpassen. Bis auf sporadische Ausrufe – »Jesus Fucking Christ!«, »Murphy, Murphy!« – waren wir zu müde zum Reden. Wenn wir im Line-Up saßen und auf Wellen warteten, gingen wir manchmal den letzten Ritt durch und diskutierten unsere Beobachtungen über das Riff, das ein paar furchterregende Stellen aufwies, vor allem jetzt, da allmählich die Ebbe einsetzte.

Domenic ritt ein kleines, blaues Twinfin, das diese Wellen sichtlich genoss. Er kannte das Brett allerdings noch nicht besonders gut, und wie sich zeigte, fing eine der Finnen bei hoher Geschwindigkeit zu summen an. Es war ein selbstgebautes Brett – Twinfins waren noch nicht sehr verbreitet –, und offenbar gab es da ein Problem mit der Ausrichtung der Finne, das bei langsamer laufenden Wellen nicht aufgefallen war. Das Summen irritierte Domenic und wurde irgendwann so laut, dass sogar ich es hörte, wenn er an mir vorbeikam. Er fand diesen Sand im Getriebe des perfekten Augenblicks längst nicht so komisch wie ich und flehte mich an, Bretter mit ihm zu tauschen. Ich ritt zwei Wellen auf dem seltsamen Summer, dann gab ich ihn wieder zurück. Am Ende musste selbst Domenic darüber lachen und versuchte, beim Surfen zur Begleitmusik dieser Zither unter seinen Füßen zu singen. Er hatte schon immer einen gut entwickelten Sinn fürs Absurde gehabt – ich würde es sogar eine Philosophie nennen, die einem Gefühl des Unvollkommenen im klassischen Sinne des Möglichen verhaftet war, dem Gefühl, dass wir nur ein Spielball der Götter sind. Er hat mir nie gesagt, wo er das herhatte.

Warum aber warf er mir vor, ich würde andere Menschen nicht

mögen, als wir dort an der Honolua Bay campen? Er machte damals viele kritische, abfällige Bemerkungen über mich. Sicher, ich war ein unausstehlich überheblicher Student geworden, der selbst auf einen Surftrip noch einen vollgestopften Rucksack mit Büchern von R.D. Laing, Norman O. Brown und anderen gerade angesagten Autoren mitschleppte. (Brown war mein Literaturwissenschaftsdozent in Santa Cruz.) Wahrscheinlich hatte ich ihn gerade mit irgendeinem bei Frantz Fanon geklauten Vortrag genervt. (Wenigstens hatte er mich nicht einen von Selbsthass erfüllten Weißen genannt.) Und ich hatte eine eindeutige Schwäche für den Antikapitalismus und die Verherrlichung der Dritten Welt entwickelt. In Domenics Augen machte mich das zum weltfremden Intellektuellen, und er wurde nicht müde, mich auf meinen – zwar realen, aber nicht übermäßig stark ausgeprägten – Mangel an handwerklichem Geschick hinzuweisen. Er erging sich in Lobliedern auf seine eigene Gewandtheit im Umgang mit Motoren und anderem technischen Gerät. Wahrscheinlich empfand er etwas wie Rivalität, vielleicht auch Unsicherheit, weil wir beide immer mehr unsere eigenen Wege gingen. Womöglich verletzte es ihn auch. Gleichzeitig fand ich aber, dass er ungemein verständnisvoll und klaglos reagiert hatte, als ich die Beziehung mit Caryn anfang und viele unserer langgehegten Gewohnheiten und Pläne über Bord warf. Trennungen sind immer beschissen. Aber Caryn und er waren sogar Freunde geworden.

Tatsächlich hatte Domenic, der bald neunzehn werden sollte und nicht studierte, einigen Ärger mit der Einberufungsbehörde. Sein Plan, dem Wehrdienst zu entkommen, umfasste eine Kurzreise nach Kanada, und Caryn, die ebenfalls nicht studierte, hatte von sich aus angeboten, mit ihm von Kalifornien dorthin zu trampeln. In meiner Unschuld fand ich das wahnsinnig nett von ihr.

Gegen Mittag tauchten dann doch noch andere Leute in Honolua Bay auf. Autos hielten oben an der Steilküste, Surfer kraxelten den Pfad herunter. Es wurde trotzdem nicht übermäßig voll, und die Wellen wurden sogar noch besser. Ich ritt damals ein

ziemlich seltsames, ultraleichtes, selbstgebautes Board. Seltsam war es insofern, als das ganze Deck voll großer Dellen war. In dem fehlgeleiteten Versuch, das Gesamtgewicht noch weiter zu reduzieren, hatte ein Hobby-Shaper aus Santa Cruz für das Deck so wenig Glassing verwendet, dass ich beim Paddeln mit Brust und Knien und selbst beim Aufspringen mit den Füßen bleibende Spuren hinterließ. Die Unterseite allerdings, die eigentliche Gleitfläche, war hart geglast, der Rocker subtil, die Outline simpel, mit scharfen Rails und einem Roundtail. Das Brett drehte gut und flog die Welle entlang, und die Finne hielt mich selbst in hohlen Barrels in der Wand, und darum ging es ja schließlich. Im Grunde war das Brett für Honolua viel zu leicht, vor allem am Nachmittag, als die Wellen größer und der Wind stärker wurden. Doch während ich mich damit durch späte Drops kämpfte, es im leicht kabbelligen Wasser plan auf dem Face zu halten versuchte und unter der mächtigen, rasend schnellen und von hinten angestrahlten Lippe verschwand, war ich mir der technischen Herausforderungen bewusst, die mit jedem Manöver einhergingen. Allgemeiner gesprochen: Mir war klar, dass ich noch nie mit einer so läppischen Ausrüstung derart kraftvolle Wellen geritten hatte, und auch wenn ich lieber mit einem anderen Brett da draußen gewesen wäre, konnte ich mir doch keine Welle vorstellen, die ergreifender, aufrüttelnder gewesen wäre. Davon wollte ich mehr. So viel ich nur kriegen konnte. Platon konnte warten.

Drei Monate später hatte ich mein Studium abgebrochen und war nach Lahaina gezogen. Die UC Santa Cruz war ein aufregender Ort, der sich aber auch leicht wieder verlassen ließ. Es war eine neue Universität, eine Brutstätte akademischer Experimentierfreude. Es gab keine Noten dort, keine Sport-Teams. Die Professoren waren keine Autoritäten, sondern Komplizen. Maximale Eigenständigkeit wurde gefördert. Mir kam das alles sehr entgegen, und doch fehlte es dem Ganzen an institutionellem Gewicht.

Caryn hatte zwar ihre Zweifel, kam aber trotzdem mit. Sie in-

teressierte sich kein bisschen fürs Surfen, war aber abenteuerlustig, und ich glaubte, ohne sie nicht leben, nicht atmen zu können. Zu meinem Glück hatte sie keine anderen Pläne. Der Flug von Honolulu nach Maui kostete, soweit ich mich erinnere, 19 Dollar, und Tatsache war, dass wir uns bei unserer Ankunft dort nicht einmal mehr ein Rückflugticket hätten leisten können, selbst wenn wir unser ganzes Geld zusammengeworfen hätten. Die erste Nacht verbrachten wir, in Badetücher gewickelt, am Strand, während die Krabben um uns herumhuschten. Sie waren harmlos, aber doch seltsam furchteinflößend. Dann fing es an zu regnen, und wir bibberten bis zum Morgengrauen. Beim Zwischenstopp in Honolulu hatten meine Eltern ihre Missbilligung über meine Entscheidung, das Studium abzubrechen, schmerzlich klar zum Ausdruck gebracht. Jetzt, im morgendlichen Lahaina, brachte auch Caryn ihre Missbilligung über mich klar zum Ausdruck. In den anderthalb Jahren, die wir zusammen waren, hatte ich sie mit meinen verrückten Launen und Ideen schon ganz schön herumgezerrt. Und jetzt sollte sie auch noch ein Dasein als obdachloses, hungerndes Surf Chick fristen?

Ich sagte ihr, ich würde da diesen Typen kennen. Den kannte ich auch, zumindest flüchtig. Drei Monate zuvor hatte ich ihn bei einer Einkaufsfahrt mit Domenic auf der Straße getroffen, und er hatte uns gezeigt, wo er wohnte. Nun schlug ich mich nach dem Trial-and-Error-Prinzip durch die schlammigen Nebenstraßen von Lahaina, bis ich sein Haus gefunden hatte. Ich ging hinein. Caryn wartete draußen. Ich glaube, sie staunte, als ich mit einem Autoschlüssel wiederkam. Ich zumindest staunte sehr. Doch der Besitzer des Wagens – ein surfender, gebildeter und überraschend freundlicher älterer Herr von zweiundzwanzig Jahren namens Bryan Di Salvatore – hatte mich wie einen alten Freund empfangen und mir, als er von unserer Zwangslage hörte, sofort seinen Ford, Baujahr 1951, zur Verfügung gestellt. Um diese Jahreszeit, erklärte er mir, fänden sich alle guten Wellen in der Stadt, wo er auch arbeite und daher kein Auto brauche. Wir könnten darin wohnen,

bis wir einen Job gefunden hatten. Das Auto, sagte er, höre auf den Namen Rhino Chaser. Es war ein türkisfarbenes Monstrum und stand unter einem Bananenbaum.

Wäre Caryn besserer Laune gewesen, sie hätte wahrscheinlich mit anzüglichem Grinsen von einem »Gottesgeschenk« gesprochen. Aber sie fühlte sich immer noch hintergangen und blieb auf der Hut. Ich machte mit ihr eine Rundfahrt durch das alte Walfänger- und heutige Touristenstädtchen und zeigte ihr unter anderem das Sozialamt, wo wir uns die monatliche Notration an Lebensmittelmarken für zwei Personen aushändigen ließen – im Wert von 31 Dollar, das weiß ich noch –, sowie eine Reihe von Hotels und Restaurants, die alle Personal einstellten. Caryn fand in Nullkommanichts eine Stelle als Kellnerin. Ich hatte eine Buchhandlung an der Front Street im Auge. Das Benzin für die Fahrt zur Honolua Bay konnten wir uns nicht leisten, aber ich schwor ihr, dass sie es dort toll finden würde.

»Wieso, weil es da so schön ist?«

Unter anderem, erwiderte ich.

Einstweilen verbrachten wir die Nächte wohl oder übel auf dunklen Feldwegen unweit der Stadt, Caryn versuchte, auf dem Vordersitz zu schlafen, ich lag auf dem Rücksitz, mein Surfbrett unter dem Auto. (Um Diebe abzuhalten, schlief ich mit offener Autotür und einer Hand an der nach oben gedrehten Finne.) Wir nutzten die öffentlichen Toiletten in den Parks, Caryn wusch dort auch ihre Kellnerinnenuniform im Waschbecken aus. Ich surfte ein paar der lokalen Breaks, sie las und schien allmählich lockerer zu werden. Am Sex, den wir nicht hatten, merkte ich aber, dass ich noch immer in Ungnade war. Zum Glück bekam ich den Job in der Buchhandlung.

Es war ein merkwürdiger Laden, der Either/Or hieß, nach der englischen Übersetzung von Kierkegaards Buch *Entweder – Oder* beziehungsweise ganz konkret nach der Hauptfiliale in Los Angeles, deren Zweigstelle er war. Die Besitzer, ein nervöses Ehepaar, waren auf der Flucht vor dem Arm des Gesetzes, genau wie ihr ein-

ziger Angestellter, ein Wehrdienstverweigerer mit rotem Vollbart, der einen ganzen Strauß von Namen führte. Sie brauchten dringend Unterstützung, beäugten mich aber alle misstrauisch. Sah ich irgendwie nach FBI-Agent aus? Ich war achtzehn, spindeldürr, hatte zotteliges, schulterlanges Haar und eine verbitterte Freundin und lief in ausgelatschten Flipflops, Shorts und einem fadenscheinigen T-Shirt herum. Sie beschlossen, das Risiko einzugehen. Von der Filiale in L.A. hatten sie einen umfangreichen Test zum literarischen Wissen übernommen. Den mussten alle potentiellen Mitarbeiter absolvieren. (Seither hat sich in der Buchhandelsbranche so einiges geändert.) Es war ein schriftlicher Test, den man aber nicht zu Hause ausfüllen durfte. Caryn trichterte mir einen Abend lang Titel und Autoren ein. Ich hatte den Eindruck, dass sie viel bessere Chancen hätte, diesen Test zu bestehen. (Später arbeitete sie in einer französischen Buchhandlung in der Nähe der UCLA.) Tatsächlich war sie belesener als alle anderen Jugendlichen, die ich kannte. Während ich in der grellen Nachmittagssonne am Hafen von Lahaina surfte, rollte sie sich auf der Kaimauer zusammen und las Proust im Original. Trotzdem bestand ich den Test des Eithers/Or und bekam die Stelle.

An meinem ersten Tag im Laden kam Bryan Di Salvatore hereingestürmt. Er sagte, er werde die Stadt verlassen. Der Brief eines alten Freundes von einer Ranch irgendwo in Idaho hatte ihm offenbar klargemacht, dass seine Zeit auf Maui vorbei war. Er kritzelte eine Adresse auf ein Ticketkuvert der Aloha Airlines. Den Wagen sollte ich bezahlen, wenn ich das Geld dafür hätte, das könne ich dann ja an seine Eltern in L.A. schicken. Was immer ich für angemessen hielt. Er selbst habe im Jahr zuvor 125 Dollar dafür bezahlt. Und damit war er verschwunden.

Mit unseren Gehaltsschecks konnten Caryn und ich uns immerhin Benzin leisten, wenn auch noch keine Miete. Wir gingen dazu über, unser Lager entlang der Küste westlich und nördlich von Lahaina aufzuschlagen. Sie setzte sich aus einer verschlungenen Serie von Buchten und Landzungen zusammen. Alte Arbei-

terbaracken, von denen die rote Farbe abblätterte, standen aufgereiht am Rand der Zuckerrohrfelder, die sich terrassenförmig weit bis zu den schroffen, regendunklen Bergen hinaufzogen. Es hieß, der Pu'u Kukui, der höchste Gipfel der Gebirgskette im Westen Mauis, sei der zweitregereichste Ort der Welt. Wir entdeckten abgelegene Wäldchen, in denen wir ein Lagerfeuer machen konnten, und Strände, an denen das Wasser so klar wie Gin war. Ich zeigte Caryn, woran man erkennen konnte, ob die Mangos, Guaven, Papayas und wilden Avocados reif waren. Mit erbettelten Taucherbrillen und Schnorcheln erkundeten wir die Riffe. Bei manchen hawaiianischen Fischen konnte ich mich noch an die Namen erinnern. Den *humuhumunukunukuapua'a* mochte Caryn ganz besonders – nicht so sehr den Fisch selbst, der nicht viel hermacht (ein Drückerfisch mit rundem Maul), sondern seinen Namen. Oft tauchte sie aus dem Wasser auf, zog den Schnorchel aus dem Mund und fragte: »*Humuhumu?*« Das Wort nahm vielfältige Bedeutungen für uns an. Manchmal schaute ich dann nach dem Stand der Sonne und antwortete: »*Hana hana.*« Das heißt »Arbeit« auf Hawaiianisch. Es wurde Zeit, zur Arbeit aufzubrechen. Zu meiner Erleichterung gefiel Honolua Bay Caryn tatsächlich. Die Bucht war zu weit von der Stadt weg, um jede Nacht dort zu campen, aber man konnte gut tauchen, es gab großartige Fische. Und es war zweifelsfrei schön dort. Vor Herbst würde es keine Wellen geben, aber wir hatten schließlich beide keine anderen Verpflichtungen.

Caryn hätte mit vollem Recht Stabilitätsfanatikerin sein können – eine Ameise und keine Grille (vergleiche Joyce). Ihre Mutter und deren Eltern waren deutsche Juden und hatten den Holocaust überlebt. Caryns eigenes Leben implodierte, als sie dreizehn war: Ihre Eltern entwickelten plötzlich großes Interesse an LSD und trennten sich. Wir waren damals schon Schulfreunde, sie und ich, und ich hatte eine Art Vorstadt-Swingerparty unter dem Vorsitz von Timothy Leary vor Augen. Danach verschwand Caryn in der sogenannten Free School in Topanga, der ersten von etlichen »al-

ternativen« Schulen in unseren Breiten. Als ich sie dann zufällig wiedertraf, war sie sechzehn. Sie wirkte traurig und vor der Zeit weise geworden. All die euphorischen Experimente mit Sex, Freizeitdrogen und politischem Revoluzzertum, die in der amerikanischen Gegenkultur erst noch auf ihren Höhepunkt zuhielten, gehörten für sie längst einer grauen, glücklosen Vorzeit an. Ihre Mutter steckte zwar noch mittendrin – ihr damaliger Hauptliebhaber war ein Black Panther und musste sich vor der Polizei verstecken –, doch Caryn war mit ihren sechzehn Jahren längst kuriert davon. Sie lebte mit ihrer Mutter und ihrer kleinen Schwester in bescheidenen Verhältnissen im Westen von Los Angeles und ging auf eine staatliche Highschool. Sie sammelte Keramikschweine und liebte die schwärmerische Singer-Songwriterin Laura Nyro. Sie interessierte sich aus tiefstem Herzen für Literatur und Kunst, konnte Unsinnigkeiten wie Abschlussprüfungen aber nichts abgewinnen. Anders als ich ging sie nicht auf Nummer sicher, sorgte nicht dafür, dass ihre Noten gut blieben und sie sich alle Studiumsoptionen offenhalten konnte. Sie war der klügste Mensch, den ich kannte – weltgewandt, witzig, unfassbar schön. Pläne hatte sie offenbar keine. Also schnappte ich sie mir und nahm sie mit, ganz nach meinen eigenen, sturköpfigen Bedingungen.

Einmal, ganz am Anfang, bekam ich zufällig die Bemerkung einer ihrer alten Freundinnen von der Free School mit. Sie hielten sich weiterhin für die coolsten Jugendlichen von L.A., mit dem größten Durchblick, und fragten sich, was eigentlich aus ihrer früheren Kameradin Caryn Davidson geworden war, dem kleinen Luder mit dem losen Mundwerk. Sie sei, wurde berichtet, mit »irgendeinem Surfer« durchgebrannt. Aus ihrer Sicht ein derart unmögliches, hirnverbranntes Schicksal, dass es nichts weiter dazu zu sagen gab.

Eine eigene Motivation, mit nach Maui zu kommen, hatte Caryn aber doch. Angeblich hielt ihr Vater sich dort auf. Bevor LSD in sein Leben trat, war Sam Raumfahrtingenieur gewesen. Er hatte seinen Job und seine Familie aufgegeben und ohne weitere Erklä-

rungen jenseits der eigenen spirituellen Suche alle Kontakte abgebrochen. Über die Buschtrommeln war allerdings zu hören, dass er zwischen einem zenbuddhistischen Kloster an der Nordküste Mauis und einer nahegelegenen psychiatrischen Klinik pendelte. Ich war mir nicht zu gut dafür, Caryn gegenüber anzudeuten, dass wir ihn vielleicht finden würden, wenn wir auf die Insel zögen.

Wir bezogen ein Zimmer im Stadtzentrum. Der Vermieter war ein durchgeknallter Alter namens Harry Kobatake. Er nahm 100 Dollar im Monat für eine kakerlakenverseuchte Schuhschachtel, die Toilette lag auf dem Gang. Unsere Mahlzeiten bereiteten wir auf einer Kochplatte auf dem Boden zu. Die Miete war hoch, doch in Lahaina war Wohnraum Mangelware. Außerdem lag Kobatakes Pension gleich hinter der Front Street am Hafen, wo die beiden besten örtlichen Wellen brachen. Bryan hatte recht gehabt: Im Sommer fanden sich die guten Wellen alle in oder unweit der Stadt. Einer der Spots, Breakwall, wurde überhaupt erst mit dem richtigen Swell surfbar. Ab einer Swellgröße von vier Fuß produzierte das schroffe Riff tolle Wellen, Linke und Rechte, direkt vor einem steinigen Wellenbrecher, der parallel zur Küste verlief. Der andere Spot, Harbor Mouth, war ein steiler, ultrabeständiger Peak links von der Hafeneinfahrt. Er lief schon bei kniehohen Wellen bestens und nahm jeden noch so kleinen Südswell mit. Hier surfen hauptsächlich *haole*, kaum Einheimische. Das wurde mein Alltags-Spot.

Noch im Dunkeln stand ich auf, schlich barfuß mit meinem Brett die Treppe hinunter und durchquerte im Laufschrift den kleinen Park eines Verwaltungsgebäudes bis zum Kai, immer in der Hoffnung, als Erster im Wasser zu sein. Oft war ich das auch. In diesem Jahr hatte es viele Surfer vom Festland nach Lahaina verschlagen, aber sie waren alle groß im Feiern, und das reduzierte die Anzahl der Jungs, die bereit waren, gleich im Morgengrauen loszulegen, beträchtlich. Caryn und ich führten ein vergleichsweise nüchternes Leben und kannten nicht allzu viele Leute. Ich schloss

das Eithier/Or abends um neun. Caryn brachte von der Arbeit in Alufolie gewickelten *aku* (Thunfisch) oder *mahi-mahi* (Makrele) nach Hause, die die Gäste übrig gelassen hatten. So vergingen dann unsere Abende: Wir aßen, lasen und schlugen Kakerlaken tot, wenn sie zu aufdringlich wurden. Den Geckos, die an der Decke entlangpatrouillierten, gaben wir Namen. Das Kneipenleben war mir so gleichgültig, dass ich auf die Frage eines Touristen, ab welchem Alter man in Hawaii denn Alkohol trinken dürfe, nicht antworten konnte, weil ich es gar nicht wusste.

Harbor Mouth wartete mit einer kurzen, hohlen Rechten auf, die mit wachsendem Swell länger und komplexer wurde, und auch der Takeoff-Spot verschob sich am Riff entlang weiter nach draußen. Allzu komplex wurde sie aber nie. Es war eine Welle, die man in einem Sommer meistern konnte, wenn man sich dieser Aufgabe ganz widmete. Bei einer Höhe von fünf Fuß und mehr liebte ich sie besonders, denn dann zeigte die Wellenwand bei sauberen Bedingungen ein absolut ebenmäßiges Face, von dem sich viele Surfer täuschen ließen, die zu tief oder zu weit auf die Schulter gerieten, weil der Takeoff-Spot nicht klar erkennbar war. Im tiefen Wasser gab es eine Stelle, von der aus sich eine sechs Fuß hohe Welle praktisch immer komplett abreiten ließ, wenn man sie früh erwischte und anständig surfte, und ich lernte, sie immer wiederzufinden, obwohl äußerlich nichts darauf hinwies. Das Hauptkennzeichen von Harbor Mouth, dem der Spot sein bisschen Ruhm verdankte, war allerdings der letzte Teil der Rechten (es gab auch noch ein paar längere, weniger wohlgeformte Linke, die vom Channel weg liefen). Eine kurze, kräftige und äußerst verlässliche Section, die praktisch nie dichtmachte. Wenn man seinen Ritt richtig timte, kam diese Section einer Barrel-Garantie so nahe wie keine andere, die ich je erlebt hatte. Selbst bei einer Höhe von zwei Fuß konnte man sich noch in die Tube quetschen und mit trockenem Haar wieder herauskommen. Zum ersten Mal in meinem Surferleben gewöhnte ich mich an den Blick von innen, daran, durch einen silbrigen Wellenvorhang die Morgensonne zu

betrachten. Es gab Sessions, bei denen die Hälfte meiner Wellen Tube-Rides wurden. Dann trabte ich zu Kobatakes Pension zurück, wo Caryn noch auf unserem Palettenbett schlief, und mein Hirn brannte von acht bis zehn kurzen, klaren Blicken in die Ewigkeit.

Ich gewöhnte mir an, nach der Arbeit, bei völliger Dunkelheit, noch einmal in Harbor Mouth zu surfen. Das ging nur bei Flut und einigermaßen hoher Brandung, auch der Mond erwies sich als große Hilfe. Ganz schön verrückt war es trotzdem noch. Im Grunde surfte man blind. Und meistens war ich nicht einmal der Einzige, der sich daran versuchte. Aber nach einiger Zeit glaubte ich, den Break so gut zu kennen, dass ich – anhand der Schatten, anhand der Strömung – spürte, wohin ich musste, in welche Richtung es ging, was zu tun war. Häufig irrte ich mich und brachte sehr viel Zeit damit zu, im flachen Wasser nach meinem davon-gespülten Brett zu suchen. Darum war auch die Flut unerlässlich. Die Lagune vor Harbor Mouth war breit und seicht, es gab dort spitze Korallen, die von grausamen Seeigeln bevölkert wurden. Bei Tageslicht kannte ich die kleinen Rinnsale am Riff ganz genau, in denen man sich, auf der Suche nach dem verlorenen Brett, hinunterlassen konnte, die Augen unter Wasser weit geöffnet, die Brust vollgepumpt mit Luft für maximalen Auftrieb, so dass man die lilafarbenen Stacheln der Seeigel auch bei niedrigem Wasserstand kaum streifte. Nachts hingegen sah man unter Wasser gar nichts. Und die Suche nach der sanft schimmernden Ellipse des eigenen Surfboards, das in der Lagune, im Widerschein der Straßenlaterne am Ufer, inmitten dieses Schaumbads aus Gischt dahintrief, konfrontierte einen mit einer ganz anderen Art von Ewigkeit als der, die man in der Tube erblickte. Aufgeben war allerdings nicht drin. Ich hatte nur dieses eine Brett, und ich fand es immer wieder.

Der Buchladen umfasste drei kleine Zimmer auf einem klappri-gen alten Steg am westlichen Ende der Ufermauer. Gleich daneben lag eine Kneipe. Unter den Bodendielen rauschte das Meer. Das Inhaberehepaar arbeitete mich ein, dann setzte es sich, nach

einer Reihe von Warnsignalen seitens der örtlichen Behörden, in die Karibik ab und überließ den Laden mir und dem Wehrdienstverweigerer, der unter anderem auf den Namen Dan hörte. Für seine Größe war der Laden wirklich toll. In den Bereichen Belletristik, Lyrik, Geschichte, Philosophie, Politik, Religion, Theater und Wissenschaft war er ebenso aktuell wie umfassend, obwohl von den meisten Titeln nur ein Exemplar Platz hatte. Alle Bücher, die je von New Directions oder Grove – damals meine beiden Lieblingsverlage – veröffentlicht wurden, schienen hier vorrätig zu sein. Und wir konnten praktisch jeden anderen Titel innerhalb weniger Tage bestellen. Diesen Bestand und diese Bandbreite verdanken wir der großen Filiale in Los Angeles.

Trotzdem wollte keiner all die wunderbaren Bücher kaufen, die wir im Angebot hatten. Wir verkauften hauptsächlich Bildbände an Touristen: hochpreisige Monster für 50 Dollar, randvoll mit Hochglanzfotos von Korallenriffen und landschaftlichen Perlen aus der Gegend. Und natürlich alle zwei Wochen gewaltige Stapel des *Rolling Stone* und einmal im Monat noch gewaltigere Stapel des *Surfer*. Das machte unser Kerngeschäft aus. Auch in den Bereichen Esoterik, Astrologie, Selbsthilfe (die bei uns wohl »Selbstverwirklichung« hieß) und Östliche Mystik konnten wir einen guten Umsatz verzeichnen. Manche der Autoren, die wir in größeren Mengen orderten, waren Scharlatane der alten Schule wie Edgar Cayce, es waren aber auch neumodische Gurus wie Alan Watts darunter. Dann gab es noch die Bestseller der Subkultur, die wir kistenweise bestellten und bis aufs letzte Exemplar verkauften. Einer davon war *Be Here Now* von Baba Ram Dass (vormals Dr. Richard Alpert), das bei Crown erschien und für den mystischen Preis von 3 Dollar 33 über den Ladentisch ging. Es bot eine mit zahlreichen Diagrammen versehene Anleitung zur Bewusstseinsweiterung. Ein weiterer Verkaufsschlager war *Living on the Earth* von Alicia Bay Laurel, ein großformatiges, von Hand illustriertes Buch, das den Menschen praktische Tipps für ein achtsames, mittelloses Leben auf dem Land gab, ohne Strom und Toilettenspülung.

Menschen dieser Art gab es damals auf Maui viele, und sie waren praktisch alle erst kürzlich vom Festland gekommen. Jetzt bewohnten sie die schmalen Bergtäler, die nur über Schotterstraßen oder Urwaldpfade zu erreichen waren. Oder sie lebten irgendwo an den breiten Hängen des Haleakala, des gewaltigen alten Vulkans, der den Ostteil der Insel beherrschte, oder an einem der abgelegenen Strände der knochentrockenen Südküste. Manche versuchten sich ganz ernsthaft am Kommunenleben und an ökologischer Tropen-Landwirtschaft. Andere surften. Etliche Neuankömmlinge schlugen sich auch in den Städten und Dörfern durch, so wie wir in Lahaina. Oder wie Sam in seinem Kloster, das angeblich am Nordhang des Haleakala lag.

Und die Einheimischen? Die kamen jedenfalls nicht ins Either/Or, soviel stand fest – als ich Harry Kobatake von meiner Stelle dort erzählte, meinte er, von dem Laden habe er ja noch nie gehört, und er lebte seit sechzig Jahren in Lahaina, einer sehr kleinen Stadt. Bei uns kauften ausschließlich Touristen, Hippies, Surfer und surfende Hippies. Ohne groß darüber nachzudenken entwickelte ich eine Abneigung gegen alle vier Gruppen. Ich fing an, hinter meinem kleinen Ladentisch in der Buchhandlung hervor zu missionieren, versuchte, die Leute für Literatur und Geschichte zu begeistern, für alles, was über Reiseandenken, Chakras und Plumpsklos hinausging. Aber ich biss auf Granit, und meine studentische Überheblichkeit verhärtete sich zu ernsthaftem Missmut. Ich fühlte mich plötzlich alt, eine Art frühreifer Anti-Hippie. Caryn, die ideologisch schon seit Jahren an diesem Punkt war, fand das urkomisch.

Auch die Reichen und Schönen hatten ihre ersten Auftritte in der Gegend, hauptsächlich an Bord ihrer Jachten. Da kam die Ketsch von Peter Fonda, dort der Schooner von Neil Young, aus dessen Decklautsprechern »Cowgirl in the Sand« dröhnte, während er im Sonnenuntergang nach Lānaʻi hinübersegelte. Caryn fühlte sich von all den langbeinigen Groupies eingeschüchtert, die von diesen Luxuskähnen staksten, bis sie einmal in einer öffent-

lichen Toilette am Hafen, gleich gegenüber von Kobatakes Pension, ein tröstliches Erlebnis hatte. In einer der Kabinen lieferte jemand die lauteste und geruchsintensivste Vorstellung ab, die man sich denken konnte. Caryn gab sich Mühe, selbst so schnell wie möglich fertig zu werden, um der peinlichen Begegnung mit der Frau zu entgehen, war aber nicht schnell genug, und das errötende Starlet, das schließlich die Kabine verließ, kam natürlich direkt von Bord eines der im Besitz eines Rock-Gotts befindlichen Schiffe.

Auch mich heiterte, gesellschaftlich gesehen, ein Rockstar auf, und zwar Jimi Hendrix, in einem eigenartigen Film über sein Konzert auf Maui im Jahr zuvor, *Rainbow Bridge*. Der Film wirkte roh, der Ton war schlecht, Hendrix spielt mit seiner Band inmitten eines heulenden Passats auf einem Stoppelfeld. Zwischen ihm und einer gertenschlanken Schwarzen aus New York entwickelt sich eine angedeutete Cinéma-Vérité-Romanze. Die New Yorkerin ist bemüht, sich die Hippie-Kommunarden-Szene auf Maui vom Leib zu halten, und Hendrix selbst geht darin noch um einiges weiter. Seine hingenuschelten, lakonischen Textzeilen brachten mich zum Lachen. Irgendwann nervt ein passiv-aggressiver Kommuneführer namens Baron Hendrix so gewaltig, dass er sich gezwungen sieht, Baron mit einem Gewehr vom Balkon zu schießen. Der Film endet mit der Billigstversion der Landung einer Gruppe außerirdischer »Space Brothers« von der Venus im Krater des Haleakala. Für mich war dieses Ende reine Satire. Aber je länger ich mir das Gerede über die »Venusianer« im Buchladen und anderswo anhören musste, desto klarer wurde mir, dass ich mit dieser Interpretation durchaus in der Minderheit war.

Trotzdem lagen Caryn und ich nicht gänzlich mit unserer kleinen, improvisierten Gemeinschaft über Kreuz. Es gab damals noch einen weiteren Film, einen Hardcore-Surffilm, in den ich sie schleppte. Wer nicht selber surft, kann mit Hardcore-Surffilmen wenig anfangen. In Lahaina wurden sie hin und wieder im Queen Theater, einem alten, baufälligen Kino, gezeigt, immer vor ausver-

kauftem und zugekifftem Haus. Bei diesem speziellen Film kann ich mich sogar noch an ein paar Szenen erinnern (wenn auch nicht an den Titel). Eine Szene zeigte die gigantisch großen Wellen der Banzai Pipeline, und in Ermangelung eines Soundtracks ließen die Filmemacher die sich langsam steigernde Hymne »The Time Has Come Today« von den Chambers Brothers in voller Lautstärke dazu laufen. Das ganze Kino sprang mit einem ungläubigen Aufschrei von den Sitzen. Für unsereins war es regelrecht elektrisierend zu sehen, wie die Surfer diese Weltuntergangswellen anstarteten. Aber ich weiß noch, wie erstaunt ich war, dass Caryn ebenfalls aufsprang und ihr fast die Augen aus dem Kopf fielen.

Und dann war da noch die Szene, in der Nat Young und David Nuuhiwa zu sehr viel sanfterer Musikuntermalung einen unserer lokalen Spots surften, Breakwall. Nuuhiwa war vor ein paar Jahren der beste Noserider der Welt gewesen, Young war der erste richtig große Shortboarder, und es rührte einen regelrecht zu Tränen, die zwei zusammen surfen zu sehen, inzwischen beide auf Shortboards und immer noch absolut virtuos – den letzten Thronanwärter der alten Garde und den revolutionären australischen Draufgänger in einer Art sonnendurchflutetem Duett auf den Wellen, die wir alle so gut kannten. Ich hatte meine Zweifel, ob Caryn die Nuuhiwa-Young-Szene in ihrer ganzen Tragweite begriff, doch das, was danach kam, begriff sie garantiert. Die Filmemacher hatten, schlecht beraten, versucht, ein paar lustige Szenen an Land einzuflechten – bei Hardcore-Surffilmen nie eine gute Idee. In einer davon flitzt ein Typ umher, maskiert mit einem über den Kopf gezogenen Nylonstrumpf, der ihm das ganze Gesicht verzerrt. Das Publikum stöhnte, und jemand brüllte: »Leck mich, Hop Wo!« Hop Wo war ein notorisch ruppiger und knauseriger Ladenbesitzer aus Lahaina, und der Böse mit dem Nylonstrumpf über dem Kopf sah ihm tatsächlich irgendwie ähnlich. Caryn lachte mit der Surfermeute, und »Leck mich, Hop Wo!« wurde zum vielschichtigen, süßen Refrain zwischen uns.

Sobald ich die 125 Dollar beisammen hatte, schickte ich sie Bryan Di Salvatore. Von ihm selbst hörte ich nichts, doch in die Buchhandlung kam häufig eine elegante Frau namens Max, die manchmal Neuigkeiten von ihm überbrachte. Er war erst in Idaho, dann in England, schließlich in Marokko. Ich wurde nicht schlau aus Max. Sie war auf fotomodellhafte Weise burschikos, hatte eine tiefe Stimme und einen direkten, immer leicht belustigten Blick. Irrendwie schien sie eine Nummer zu groß für Lahaina zu sein – als hätte sie besser nach Monte Carlo oder einen Ort in der Art gepasst. Bryan und sie waren offenkundig ein Paar gewesen, doch sie wirkte ganz guter Dinge darüber, dass er weg war. Ich fragte mich, was sie wohl gedacht haben mochte, als sie sein altes Auto sah. Auf mein Betreiben hatte Caryn eine riesige Blume auf den Kofferraum gemalt. Es war eine sehr gelungene Blume, aber trotzdem. Man konnte das Auto definitiv nicht mehr Rhino Chaser nennen. Auch wenn ich immer mehr zum Anti-Hippie wurde, hatte ich mir gewisse Neigungen doch erhalten.

Von meinen Eltern hörte ich wenig. Ich hatte ihre Vorhaltungen noch im Ohr, als ich mein Studium abgebrochen hatte. Mein Vater hatte erklärt, 90 Prozent aller Studienabbrecher kehrten nie mehr an die Uni zurück: »Das ist statistisch erwiesen!« Wahrscheinlich sorgten sie sich auch darüber, dass ich einberufen werden könnte – nicht ganz zu Unrecht. Sie wussten ja nicht, dass ich mich gar nicht erst bei der Behörde gemeldet hatte. Mein insgesamt nicht sehr ausgeprägtes Gefühl für Bürgerpflichten verschwand komplett, wenn es ums Militär ging. Womöglich musste ich mich irgendwann zu den Either/Or-Inhabern in die Karibik gesellen, wenn das FBI mir auf die Spur kam. Aber bis es soweit war, machte ich mir keine Gedanken darüber. Außerdem hatten meine Eltern darauf bestanden, dass Caryn und ich in verschiedenen Zimmern schliefen, als wir sie in Honolulu besucht hatten. Das war die Krönung aller Kränkungen gewesen.

Unsere Nachbarn in Kobatakes Pension waren raubeinige Kiffer mit einem Hang zum Skateboarden auf dem Gang, lauter Mu-

sik und noch lauterem Sex. Sie hörten gefühlt ununterbrochen Sly and the Family Stone; ich konnte mir danach nie wieder ein Album dieser Band anhören. Zu Caryns großer Pein stürmte ich wiederholt aus unserem Zimmer, das Buch noch in der Hand, um die lärmende Horde zu beschwören, etwas leiser zu sein. Wobei ich gar nicht wusste, dass es ihr peinlich war. Das hat sie mir erst Jahre später gesagt. Sie zeigte mir sogar ihr Tagebuch, und da stand ich, »der eifrige Stubengelehrte«, der »seinen Wirrkopf wieder auf den Flur hinaus« strecken musste und ihr »endlosen Verdross« bereite-te. Mich störte es nicht, wenn man mich nicht mochte, sie schon – noch so ein unbequemer Punkt, den zur Kenntnis zu nehmen ich mir gar nicht erst die Mühe machte.

Bei Kobatake bezog jeder Essensmarken. Offenbar galt das so-gar für alle, die jemals dort gewohnt hatten. »Zur üblichen Zeit im Monat sahen wir alle rosa«, wie Caryn es unverdrossen bissig in ihrem Tagebuch formulierte. Damit spielte sie auf die vielen Dutzend rosafarbener staatlicher Schecks an, die für die aktuellen ebenso wie die verschwundenen Bewohner eintrafen. Aus meiner Sicht lag in dieser Abhängigkeit von Essensmarken keine beson-dere Anmaßung gegenüber dem Wohlfahrtsstaat. Essensmarken galten allgemein als lästig – auf seltsame Weise legal und bequem, aber doch eindeutig nebensächlich. Später lebte ich dann unter jungen, leistungsfähigen Sozialschmarotzern in England und Aus-tralien (in letzterem Fall waren etliche Surfer darunter), die ihre Zuwendungen vom Staat als unentbehrlichen Lebensunterhalt betrachteten, der ihnen gewissermaßen zustand.

Eines Tages, als wir beide frei hatten, paddelten Caryn und ich bei harmloser Brandung an einem Spot namens Olowalu hinaus, einem konturlosen, kleinen Riff südöstlich von Lahaina, vor ei-nem flachen Küstenabschnitt, auf dem die Straße direkt am Ufer entlangführte. Caryn zeigte keinerlei Interesse daran, surfen zu ler-nen, was ich sehr vernünftig fand. Menschen, die in fortgeschritte-nem Alter – sprich: mit über vierzehn – noch damit anfangen woll-ten, hatten nach meiner Erfahrung kaum Chancen, noch so etwas

wie Können zu entwickeln, und mussten einiges an Schmerz und Leid einstecken, bis sie schließlich aufgaben. Es sprach aber nichts dagegen, unter Aufsicht und bei den richtigen Bedingungen ein bisschen Spaß zu haben, und an diesem Tag hatte ich sie überreden können, mit meinem Brett ein paar dieser kleinen, gemächlichen Wellen auszuprobieren. Ich schwamm neben ihr her, gab ihr Schwung, brachte sie in die richtige Position, schubste sie in die Welle hinein. Und sie hatte tatsächlich Spaß daran, schaffte quetschend und juchzend lange Ritte in Bauchlage. Ich war vor allem darauf bedacht, mich nicht an den Steinen zu verletzen; das Wasser war flach, sah nicht besonders sauber aus und roch auch nicht so. Außer uns war niemand dort, nur auf der Straße rauschten die Autos in Richtung Kihei vorbei. Und dann, als Caryn gerade einen Ritt beendet hatte und von der Welle herunterglitt, bevor diese uferwärts in die Lagune weiterschwappte, bemerkte ich hinter ihr vier oder fünf Rückenflossen im Wasser: Haie, die parallel zur Küste schwammen.

Es schienen Schwarzspitzenhaie zu sein – nicht die aggressivsten unter den hiesigen Arten, aber trotzdem ein höchst unwillkommener Anblick. Besonders groß erschienen sie mir nicht, obwohl ich das von meinem Standort aus eigentlich unmöglich erkennen konnte. Sie befanden sich ganz nah am Ufer, ich war fast dreißig Meter weit draußen. Caryn, nur wenige Meter vom Strand entfernt, sah sie offensichtlich nicht. Sie plantschte herum, versuchte, das Brett wieder meerwärts zu drehen. Ich tauchte unter und schwamm, so schnell und ruhig, wie ich konnte, in ihre Richtung. Caryn sagte etwas, doch das Blut rauschte mir so laut in den Ohren, dass ich sie nicht verstand. Als ich bei ihr war, sah ich, dass die Haie gedreht hatten. Sie schwammen immer noch nah an der Küste entlang, und jetzt kamen sie auf uns zu. Ich richtete mich auf, versuchte, im hüfthohen Wasser ihre Umrise auszumachen, aber es war zu trüb. Als sie an uns vorbeischwammen, wandte ich mich ab. Was immer mir ins Gesicht geschrieben stand, ich wollte nicht, dass Caryn es sah. Wahrscheinlich war sie erstaunt, als ich sie

zur Küste hin drehte und dann rasch mit ihr in Richtung Strand marschierte, ohne den Steinen, die ich auf dem Weg nach draußen so sorgsam gemieden hatte, noch irgendeine Beachtung zu schenken. Ich kann mich aber nicht erinnern, dass sie etwas gesagt hätte. Ich hielt das Brett so, dass ich die ganze Zeit zwischen ihr und den Haien war und wir den Strand mit einigem Abstand zu ihnen erreichen konnten, vorausgesetzt, sie drehten so bald nicht noch einmal. Das taten sie auch nicht, zumindest nicht, bis wir die Lagune durchquert hatten und an Land gekraxelt waren. Danach sah ich mich nicht noch einmal nach ihnen um.

Caryn und ich bewegten uns auf merkwürdigem Terrain. Ich hatte mich wieder ganz und gar auf meine alte Geliebte Surfen eingelassen. Leidenschaftlich fieberte ich dem Herbst entgegen, wenn die Wellen in der Honolua Bay endlich brechen würden – stimmte mich ein, pushte mich, surfte jeden Tag. Caryn, die mich noch nie so erlebt hatte, wirkte nicht weiter eifersüchtig. Sie fing sogar an, sich ganz diskret nach den technischen Voraussetzungen meines idealen Honolua-Bretts zu erkundigen. Solche Fragen waren so untypisch für sie, dass sie schließlich zugeben musste, was sie vorhatte: Sie wollte mir ein neues Surfboard zum Geburtstag schenken. Angesichts unseres Einkommens auf Essensmarkenniveau ein sehr beachtliches Geschenk. Ich wartete also auf Honolua, und sie akzeptierte das. Aber was genau suchte sie noch gleich auf Maui? Ihre Stelle als Kellnerin hatte sie aufgegeben und verkaufte jetzt Eis in Kaanapali, einer scheußlichen neuen Clubanlage außerhalb von Lahaina. Wir hatten ein paar Versuche unternommen, ihren Vater zu finden, waren nach Kahului und Paia gefahren, um uns nach einem Kloster und einer ambulanten psychiatrischen Klinik zu erkundigen, den dürftigen Hinweisen, die wir bekamen, dann aber nicht nachgegangen. Ich fragte mich bereits, ob es wirklich gut für sie wäre, ihn einfach so zu überfallen. Das konnte gelinde gesagt schmerzhaft werden. Lahaina besaß einen gewissen Charme. Es verbarg seine Reize zwar besser als die Küste und die Landschaft im Westen von Maui – alte, chinesische Tempel, der

eine oder andere kuriose Exzentriker, Gefängnisruinen aus Korallenstein, die in der Sonne schmorten –, doch Caryn war dafür empfänglich. Sie fand sogar ein paar Freunde unter den anderen Surfnomaden – dieser »Bande aus blondem Sonnengetier«, wie sie immer sagte. Doch die Merkwürdigkeiten zwischen uns entstanden aus unserer – im Grunde vor allem meiner – Unfähigkeit, ihre und meine Wünsche sauber voneinander zu trennen.

Seit wir, noch auf der Schule, zusammengefunden hatten, waren wir miteinander verwoben, verschmolzen, die Grenzen unserer Herzen hatten sich aufgelöst, zumindest sah ich das so. Äußerlich wirkten wir nicht gerade wie füreinander gemacht. Ich war mehr als einen Kopf größer als sie. Caryns Mutter Inge nannte uns immer Mutt und Jeff, nach den Comicfiguren. Aber wir fühlten uns wie ein Leib. Wenn wir nicht zusammen waren, spürte ich die Trennung tief in der Brust. Als wir noch zur Schule gingen und Inges Nächte einer nicht enden wollenden Orgie für Menschen mittleren Alters glichen, waren Caryn und ich die jugendlichen Puritaner vom Dienst: befremdlich monogam, ganz und gar einander verfallen. Selbst für die damalige Zeit war die Wohnung der drei Davidsons ein eigentümlicher Ort, an dem die Kinder jederzeit Sex haben durften und dabei noch für ihr biederes Leben bedauert wurden. Ich brauchte einige Zeit, um mich an diese Freiheit zu gewöhnen, nachdem ich mein Liebesleben als Heranwachsender mehrheitlich damit verbracht hatte, wachsamen und häufig recht reizbaren Vätern zu entwischen (oder eben nicht). Meine Eltern gewöhnten sich nie daran und regten sich furchtbar auf, wenn ich, was häufig passierte, seit ich mit Caryn zusammen war, nachts nicht nach Hause kam. Ihr Zorn erstaunte mich. Seit Jahren fühlte ich mich als »freies, ungebundenes Geschöpf Gottes«, wie Caryn das mit spöttischem Ernst formulierte. Und jetzt, mit siebzehn, bekam ich plötzlich eine Ausgangssperre? Meine Diagnose: akute elterliche Sexualangst.

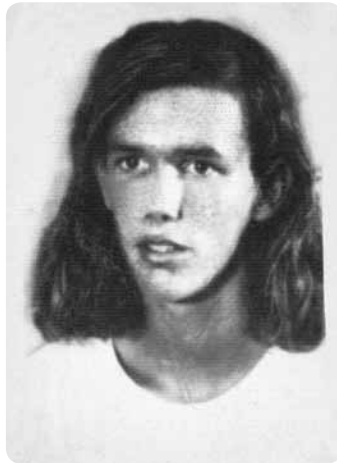
Dann hatten Caryn und ich einen Autounfall. Wir waren auf der Küstenstraße unterwegs zum Zelten, und ein betrunkenener Ra-

ser fuhr mir hinten rein. Der Bus hatte einen Totalschaden. Wir blieben unverletzt. Aber wir erhielten eine kleine Summe von der Versicherung, und dieses Geld nahmen wir, kauften uns zwei spottbillige Charterflugtickets nach Europa und türmten. Sogar die Abschlussfeier unserer Highschool schwänzten wir. Damals dachte ich, mit diesem abrupten Abgang würde ich meinen Eltern so richtig eins auswischen. Wie grausam das vielleicht auch war, kam mir gar nicht in den Sinn. Hatten meine Eltern sich womöglich auf die Abschlussfeier ihres Erstgeborenen gefreut? Falls ja, zeigten sie es mir nicht. Inge hingegen schien durch unsere Abreise endlich aufzuwachen und doch noch die Nerven zu verlieren: Sie nahm mir das Versprechen ab, gut auf ihr kleines Mädchen aufzupassen.

Das tat ich allerdings nicht. Caryn und ich hatten erste Differenzen, und wir waren nicht gut im Streiten. Zudem verwandelte ich mich auf der Reise in einen echten Tyrannen und gab für unseren Bummel durch Westeuropa, wo wir von Crackern und frischer Luft lebten und unter dem Sternenhimmel schliefen, ein erbarmungsloses Tempo vor. Immer gab es einen neuen, besseren Ort, an den wir unbedingt noch mussten. Ich schleppte sie auf strapaziöse Pilgerreisen zu Rockfestivals (Bath), in Surfstädte (Biarritz) und an die einstigen Tummelplätze (sowie die Gräber) meiner Lieblingsautoren. Caryn, weniger unreif als ich, sah keinen Anlass für so viel Hektik. Sie trocknete Blumen in ihrem Tagebuch, besuchte Museen und versuchte, neben Französisch und Deutsch, die sie beide bereits fließend sprach, jede neue Sprache zu lernen, auf die wir stießen. Auf der westgriechischen Insel Korfu streikte sie schließlich, nachdem ich verkündet hatte, das brennende Bedürfnis nach »türkischen Einflüssen« zu verspüren. Nach osmanischen Minaretten, erklärte sie, könne ich allein suchen. Und ich stand auf und ließ sie einfach auf dem abgelegenen, von Bergen umschlossenen Strand zurück, an dem wir unser Lager unter freiem Himmel aufgeschlagen hatten. Wahrscheinlich hatten wir beide nicht geglaubt, dass ich das wirklich tun würde, aber wenn ich

schon sonst nichts gelernt hatte, dann doch, mich schnell und mit wenig Geld durch fremde Gegenden zu bewegen, und eine Woche später war ich tatsächlich in der Türkei, beseelt von dem neuen Vorhaben, auf dem Landweg weiter nach Indien zu reisen. Bewegung, neue Menschen, neue Länder, das waren damals meine Drogen – wahre Wundermittel gegen spätpubertäre Ängste, wie ich feststellte. Die türkischen Einflüsse fesselten mich eine gefühlte halbe Stunde lang. Danach mussten es unbedingt tamilische Einflüsse sein.

An einem menschenleeren Strand an der Südküste des Schwarzen Meers fand dieser Irrsinn sein dreckiges Ende. Mittelmäßige



Istanbul, 1970

Wellen, bräunlich, trüb und zerblasen, rollten aus der Richtung heran, in der Odessa liegen musste. Ich stolperte durch struppig überwucherte Dünen. Was machte ich hier eigentlich? Ich hatte meine große Liebe allein in der griechischen Provinz stehen lassen, einfach so, am Straßenrand. Sie war siebzehn, Herrgott nochmal. Genau wie ich. Meine Gier nach neuen Ausblicken und Abenteuern verpuffte schmerzlich, während ich dort im türkischen Ge-

strüpp hockte und mir nicht einmal die Mühe machte, mein Lager aufzuschlagen. Hunde bellten, es wurde dunkel, und ich sah mich auf einmal nicht mehr als den verwegenen jungen Protagonisten meines eigenen, glamourösen Roadmovies, sondern als glücklosen Versager: als Freund ein Totalausfall, viel zu alt für die Ausreißerrolle – ein verängstigter Junge, der dringend mal duschen sollte.

Am nächsten Morgen machte ich mich auf den Weg zurück nach Europa. Aber wie sich herausstellte, kam man leichter aus Europa raus als wieder hinein. Es herrschte Cholerapanik, die Grenzen nach Griechenland und Bulgarien waren angeblich geschlossen. Ich trieb mich in Istanbul herum, ging am Bosphorus spazieren, schlief auf den Dächern der Hotels (weil das billiger als ein Zimmer war). Ich versuchte, nach Rumänien zu kommen, doch Ceauşescus Schergen hielten mich wohl für einen dekadenten Schmarotzer und verweigerten mir das Visum. Dann gab es in der billigen Absteige, wo ich schlief, eine Razzia der Polizei. Drei Briten wurden festgenommen und am nächsten Tag wegen Drogenbesitzes zu mehrjährigen Gefängnisstrafen verurteilt. Ich zog auf ein anderes Dach um. Ich schrieb putzmuntere, prahlerische Postkarten nach Hause: *Hey, kein Foto kann jemals die Schönheit der Blauen Moschee einfangen.*

Und dabei war ich die ganze Zeit außer mir vor Angst um Caryn. Obwohl sie gesagt hatte, sie wolle sich irgendwie nach Deutschland durchschlagen, wo wir Freunde hatten, malte ich mir das Schlimmste aus. Auf dem Großen Basar kaufte ich eine billige Handtasche für sie. Ich freundete mich mit anderen gestrandeten Ausländern an. Schließlich wurde ich aber doch mürbe und rief zu Hause an. Ich musste den ganzen Tag in dem riesigen alten Postamt verbringen, bis der Anruf endlich durchgestellt wurde. Und dann war die Verbindung schrecklich. Die Stimme meiner Mutter klang brüchig, als wäre sie um fünfzig Jahre gealtert. Ich fragte sie ständig, was ihr fehle. Und als ich ihr gerade erzählt hatte, dass ich in Istanbul war, aber noch nicht nach Nachrichten von Caryn gefragt hatte – geschweige denn erwähnt, dass ich sie seit Wochen

nicht gesehen hatte –, brach die Verbindung plötzlich ab. Das Postamt würde gleich schließen. Ich schrieb zahllose Postkarten und Briefe, doch der Anruf blieb der einzige dieses Sommers.

Am Ende tat ich mich mit anderen verzweifelten Abendländern zusammen, bestach ein paar bulgarische Grenzposten, schlug mich durch den Balkan und über die Alpen und machte schließlich in München, mit Hilfe eines Schwarzen Bretts in der dortigen American-Express-Filiale, Caryn auf einem Campingplatz südlich der Stadt ausfindig. Sie wirkte guter Dinge. Etwas misstrauisch. Ich wagte nicht, ihr zu viele Fragen darüber zu stellen, was sie in der Zwischenzeit getrieben hatte. Ja, sagte ich, türkische Einflüsse hätte ich reichlich zu sehen gekriegt. Sie nahm die Handtasche an. Wir setzten unseren Streifzug fort: in die Schweiz, in den Schwarzwald, zu einem hochgradig eigenartigen Abstecher in die Heimatstadt von Caryns Mutter am Rhein. Viele der alten Leute dort hielten Caryn für ihre Mutter und schwärzten ihre Nachbarn als Ex-SS-Leute bei uns an. In Paris verbrachten wir die erste Nacht auf dem Rasen des Bois de Boulogne. In Amsterdam hörten wir, dass Jimi Hendrix in Rotterdam spielen würde. Da wollten wir hin. Aber dann wurde das Konzert abgesagt, und fünf Tage später war Hendrix tot. (Der Film über ihn auf Maui war erst ein paar Wochen zuvor abgedreht worden.) Zwei weitere meiner Helden, Janis Joplin und Jim Morrison, waren bereits gestorben.

Wir flogen nach Kalifornien zurück und hausten dort zusammen – Caryn heimlich – in meinem winzigen Wohnheimzimmer in Santa Cruz. Es war ein schräges Arrangement, ich zweigte in der Cafeteria Essen für sie ab, aber wir waren keineswegs das einzige gesetzlose Studienanfänger-Hippie-Pärchen dieser Art. Für mich war es ideal, zumindest eine Zeit lang. Ich schwelgte in Büchern, begeisterte mich für Dozenten, stapfte barfuß durch die Rotholzwälder, diskutierte über Aristoteles und hatte meine Liebste immer in meiner Nähe. Caryn setzte sich als Gasthörerin in Vorlesungen, trampelte hierhin und dorthin (nach L. A., zum Unzuchtreiben nach Kanada) und machte sich Gedanken über ihr

eigenes Studium. Dann kam ich auf die famose Idee mit Maui und schleppte sie dorthin.